Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 26. Januar | 1921 / Nr. 21.

Flammen.

Roman von
Hans Schuze.

3. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Ein gedämpftes Oberlicht fiel durch eine große Studtoe von der Deckenmitte auf das bunte Steinmosaik des Fußbodens, und zwischen den massigen Laubkugeln zweier Oleanderbäume grüßte ein Mädchentorso aus parischem Marmor.

Den den öffnete sich das Arbeitszimmer, ein modern gehaltener Raum, mit schweren Ledermöbeln und einem riesigen Schreibtisch, der sich schwer und wuchtig wie ein kleiner Festungsbau in der Mitte des Parketts erhob.

Ringum an den rhombisch getäfelten Wänden standen mächtige Schränke aus kostbar eingelegten Hölzern und bis zur Deckenhöhe mit zahllosen Büchern und allerlei Naturalien und Seltsamkeiten aus Porzellan und Elfenbein aufgefüllt.

Durch das tiefeingeschnittene Rundfenster neben dem Schreibtisch sah man über die Parkwiesen in einen breiten Durchblick weit hinaus auf das dämmernde Blau des Sees und die weiße Kirche des Dörfchens Pahlowitz, die ihren schmalen Turm nadelspitz in den lichten Ring des Abendhimmels bohrte.

Alsleben war zu einem der Schränke getreten und musterte mit sachverständigem Blick die Schätze der prächtigen Muschel- und Schmetterlingssammlungen; die exotische Fremdartigkeit seiner neuen Umgebung, in die er sich aus der märkischen Parkland-Idylle so unvermutet versetzt sah, berührte ihn mit seltsamer Romantik.

„Sie machen mir mit dieser Wohnung ein großes Geschenk, gnädige Frau," sagte er endlich. „Bildet sie doch für mich gleichsam eine Brücke zu jener Welt, die ich erst vor kurzem verlassen habe und mit der ich in meiner Erinnerung noch immer zusammenhänge."

Mit einem beglückten Lächeln sah ihm die Baronin voll ins Gesicht.

„Ich wußte, daß Sie für mein kleines Museum Verständnis haben würden. Schon morgen soll mit den Instandsetzungsarbeiten begonnen werden. In gleicher Flucht mit dem Arbeitszimmer liegt hier nach links das Schlafzimmer, während die Räume der anderen Seite unbewohnt sind und nur im Winter als Orangerie benutzt werden. Sie sind also im ganzen Hause Alleinherrscher."

Sie hatte bei diesen Worten das Fenster am Schreibtisch weit aufgestoßen.

Die köstliche Frische des Abends wehte weich herein und strich wie mit liebkosenden Händen über ihre heißen Gesichter.

Nichts regte sich, kein Laut weit und breit.

Und doch erschien ihnen die Welt wie erfüllt von Harfenklang und hallendem Gesang.

„Wir müssen zu unseren Gästen zurück," unterbrach die Baronin endlich das lastende Schweigen. „Ich fürchte, man wird uns schon vermissen." Alsleben nickte zustimmend.

Sie verließen das Haus und gingen wieder durch den Blütenwald der taufeuchten Wiese, aus der jetzt ein tausendstimmiges Heimchenkonzert in den großen Abendfrieden emporstieg.

Eine seltsam weiche Stimmung schwang zwischen ihnen, eine hoffende Unruhe, die kein Ziel und keinen Namen hatte und sie doch mit einer stillen leise pochenden Glückssehnsucht erfüllte. —

Da klang auf einmal ein Lachen von der Buchenallee herüber.

Alsleben zuckte zusammen.

Der Zauber war verflogen und die Welt nun wieder wie überall. Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte.

In diesem Augenblick bog eine unachtsame Hand ein Spitzenjabot an einer Wegbiegung unhörbar zur Seite.

Das schöne Gesicht Hellas tauchte in der Blätterwildnis auf.

Ein selt am verzerrter Zug lag um den feinen Mund, als sie jetzt vorsichtig um einen Buchenstamm spähte und mit einem langen, haßerfüllten Blick das Bild der beiden hohen, schlanken Gestalten umfaßte. — —

Fünftes Kapitel.

Rechenthins waren gleich nach dem Abendbrot abgefahren.

Die Freifrau war eine Frühaufsteherin, die am liebsten mit den Hühnern schlafen ging und während des ganzen Sommers auf ihrem Gut kein Petroleum duldete; auch war ihr die Strohfeuerbegeisterung ihres Gatten für die schöne Gesellschafterin keineswegs verborgen geblieben und nur die Gegenwart ihrer beiden Söhne hatte sie verhindert, schon beim Bestiegen der alten Schönwalder Familienkalesche mit der unvermeidlichen Strafpredigt zu beginnen.

Alsleben, der mit dem Freiherrn noch einmal nach den Ställen gegangen war, hatte dem Rechenthinschen Wagen noch eine Strecke Weges das Geleit gegeben und war von dem „alten Blücher", dem sein ruhiges, bestimmtes Wesen wohlgefallen hatte, sehr eindringlich zu einem baldigen Besuch auf Schönwalde eingeladen worden.

Als er jetzt über den feierlich-stillen Hof wieder nach dem Park zurückkam, lag auf den verlassenen Regenlichtungen schon das erste rote Dämmerlicht der Frühnacht.

Von der Schloßterrasse klang Stimmengewirr, Lachen und Gläserklingen.

Das ungewisse Licht der Windlampen zuckte durch die grünen Blätterhänge der Glycinien und huschte über die podenartigen Gesichter der Sandsteinputten, die den Aufgang der Freitreppe zu beiden Seiten flankierten.

Einen Augenblick schwankte er, ob er sogleich wieder zu der kleinen Gesellschaft hinaufgehen sollte, dann aber wandte er sich noch einmal dem Parke zu.

Er fühlte, daß er noch eine halbe Stunde stiller Selbstbesinnung bedurfte, ehe er in jenen Kreis, zu jener Frau zurückkehren konnte, deren weiche, ruhige Stimme ihm noch immer wie eine leise Musik im Ohre lag, deren stille, klare Augen er überall vor sich zu sehen glaubte.

Und wieder erwachte sich in ihm der Gedanke, dem er schon am Abend zuvor lange nachgegangen hatte, ob er nicht am besten daran täte, sich in aller Stille wieder von diesem Hause zu lösen, solange es ihm noch in Ehren möglich war.

Alsleben war die Buchenallee entlang gegangen und wandte sich jetzt wieder dem Springbrunnenrondell zurück, auf dessen stillem Wasser sich alles Licht der hellen Julinacht in einem seltsam-phosphorischen Grün gesammelt zu haben schien. Er hatte den Hut vom Kopfe genommen und saß dann lange auf dem verwitterten Brunnenrand, aus vollen Lungen den betäubenden Atem der linden Luft in sich hineintrinkend.

Auf der Terrasse war allmählich das laute Lachen und Sprechen verstummt, und verlorene Akkorde flatterten zuweilen durch die weitoffenen Fenster des hellerleuchteten Musiksaals, wie wenn jemand im Plaudern achtlos über die Tasten fährt.

Und dann schwoll es auf einmal machtvoll an, wie stürmende Meeresbrandung und klagte und jauchzte in himmelanstrebenden Terzen und in schweigende Nacht hinaus.

Eine Meisterhand spielte Isoldens Liebestod. —

Alsleben hatte die Augen geschlossen und lauschte wie gebannt auf das herzaufpeitschende Todesjauchzen des Hohen Liedes der Liebe, jener allbezwingenden, alles verzehrenden Liebe, die nichts achtet, nichts hört und sieht und will, als sich selbst.

So hatte auch er einst geliebt und sich selber geliebt gewähnt, im Taumel einer glühenden Leidenschaft.

Und was war das Ende gewesen?

Mit einem jähen Ruck fuhr er empor; er glaubte auf einmal ins Leere zu sinken, mit beiden Händen klammerte er sich an den Brunnenrand.

Es war ja alles vorbei, ein Narr war er gewesen, ein armer, betrogener Tor, der sein Lebensglück verloren hatte in einem Liebesrausch gleich dem Rausch des unseligen Weibes, der jetzt in den gewaltigen Arpeggien des Nachspiels lauschsam dahinstarb.

Da schwieg die Musik, der letzte Ton verhallte.

Alsleben erhob sich und schritt wieder langsam dem Schlosse zu, das sich in seinen schwerwuchtenden Formen wie eine dunkle, drohende Masse in das tiefe Nachtblau des Himmels hineinzeichnete.

Eine weibliche Gestalt war auf die Terrasse getreten.

Der Goldschimmer der Lampe zitterte um den feinen Kopf und umrandete den schlanken Leib der Baronin mit einer schmalen Glanzlinie.

In diesem Augenblick setzte die Musik von neuem ein und eine schwermütige Tanzweise schlich sich leise heran und trug auf ihren weichen, wiegenden Rhythmen süß und klagend den Gesang einer Frauenstimme.

Es war der Walzer der Musette aus Puccinis „Bohème".

Alsleben war stehengeblieben und lehnte sich in einem Anfall wehrloser Schwäche schweratmend gegen einen Buchenstamm.

Er kannte die Weise, er kannte auch die lockende Stimme, die sich mit diesen lockenden Lauten einst siegreich in sein Herz gesungen hatte.

Vor Jahren war es gewesen in der Komischen Oper in Berlin.

Der Name einer berühmten Sängerin, die als schwedische Nachtigall in ganz Europa Triumphe feierte, hatte auf dem Zettel gestanden.

Dann aber war statt des erkrankten Gastes eine junge Anfängerin auf der Bühne erschienen, süß und blond, fast noch ein Kind in der rührenden Unschuld ihrer ganzen Erscheinung, die ihr die Herzen der Menge im Sturm erobert hatte.

Wie im Traum hatte er an jenem Abend im Theater gesessen, und als der Vorhang zum letzten Male über dem erschütternden Drama niedergegangen war, da war der Zufall, der ihn in das graue Haus an der Weidendammer Brücke geführt hatte, zu seinem Schicksal geworden.

— — —

Mitternacht war bereits vorüber, als die Baronin endlich ihr Schlafzimmer aufsuchte.

Sie hatte nach ihrer Gewohnheit noch einmal die Runde durch das ganze Haus gemacht und saß halb entkleidet im Frisiermantel vor ihrem Toilettenspiegel.

Man war bei dem künstlerischen Spiel Dr. Reinwaldts noch lange zusammengeblieben, auch Hella hatte noch einige schwermütige italienische Volkslieder gesungen und ihre kleine Hörerschaft durch ihre vollendete Vortragskunst und den schmelzenden Reiz ihrer wunderbar lieblichen Stimme gleichermaßen entzückt.

Es war ein sehr hübscher, angeregter Abend gewesen und nur einer hatte inmitten der lebhaften Unterhaltung still abseits gesessen, der Mann, mit dem sich seit dem vergangenen Tage unablässig all ihre Gedanken beschäftigten.

Alsleben.

(Fortsetzung folgt.)

Die hochherrschaftliche Wohnung.

Von
Ernst Gohlis.

(Nachdruck verboten.)

Die Frau meines Freundes Keller rief mich an, ihr Mann sei krank und könnte nicht zu der verabredeten Besprechung kommen. Sofort machte ich mich auf den Weg, meinen Freund zu besuchen.

Ich habe Keller immer beneidet, denn er hatte das Glück im Leben, das mir immer gefehlt hat. Er hat eine reiche Frau geheiratet, durch deren Geld es ihm möglich wurde, sich der wissenschaftlichen Forschung zu widmen, ohne auf das Geldverdienen sehen zu müssen. Ich dagegen mußte mit meinem Wissen nach Brot gehen. Durch seine Forschungen machte sich mein Freund Keller bald einen Namen, während ich . . . na, sprechen wir nicht davon!

Am meisten beneidet habe ich Keller, als er vor etwa acht Jahren die hochherrschaftliche Wohnung mietete, in der er jetzt noch wohnt. Neun Zimmer mit Zentralheizung und allen Vorzügen der Neuzeit für den Preis von 2000 Mark jährlich. Als die Wohnungsnot brennend wurde, drohte auch für Keller das Gespenst der Zwangseinquartierung. Aber mein Freund hatte natürlich wieder einmal Glück. Sein Schwager, der Amtsrichter, war mit seiner Wohnung längst unzufrieden, so einigten sich die beiden Familien und zogen vor etwa einem Jahr zusammen. Er hat doch immer Dusel, der gute Keller.

Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich auf dem Wege zu ihm war. An der Tür empfing mich seine Frau mit verlegener Miene und sagte: „Ich muß Sie aber ins Eßzimmer führen."

Ich begriff zunächst nicht, was diese entschuldigenden Worte bedeuten sollten und trat in das Eßzimmer. Dort saß der gute Keller am Tisch, ein Bein dick verbunden und auf einem Stuhl hochgelegt.

„Blutvergiftung, kann nicht in den Schuh," erklärte er mir. „Eigentlich müßte ich im Bett liegen, aber das Schlafzimmer ist zu kalt, denn die Heizung geht nicht."

Kellers Frau fügte hinzu: „Die Sache ist nämlich zu teuer, die meisten Mieter im Haus wollen sich nicht beteiligen. Das ist hier das einzige Zimmer mit Ofen, deshalb hausen wir zwei Familien hier."

„Nun, das geht ja auch ganz gut," sagte ich.

„Ja, es geht ganz gut," wiederholte Keller mit eigentümlicher Betonung.

„Wir müssen übrigens nun das Bett hereinschaffen," sagte Kellers Schwester, die Frau Amtsrichter.

„Mußt du ins Bett?" fragte ich.

„Nein, aber meine Nichte. Sie hat sich erkältet, als sie vorgestern von der Tanzstunde nach Hause ging. Nun hat sie Rheumatismus. Der Arzt sagte, sie muß im warmen Zimmer schlafen und ruhen. Und da das hier das einzige Zimmer ist, —

„Aha, ich verstehe — wenn ich störe, will ich lieber wieder gehen."

„Nein, nein, du störst nicht, aber wenn es dich stört . . ."

„Ach wegen mir braucht ihr doch keine Sache zu machen!" Dann half ich das Bett ins Zimmer tragen. Als das junge Mädchen gut untergebracht war, setzte ich mich zu Keller an den Tisch, und wir begannen von unseren Angelegenheiten zu sprechen. Da klingelte es plötzlich draußen wie Feueralarm. Die Kinder kamen, denn es begann zu dunkeln. Der Nachwuchs der beiden Familien mußte nun Schularbeiten machen. Der Eßtisch wurde ausgezogen, an allen Seiten pflanzten sich die Kinder auf und rechneten, lernten Gedichte oder entwarfen Aufsätze.

Da schrillte die Klingel wieder. Eine Freundin von Kellers kranker Nichte erschien. Sie setzte sich an das Bett, und die beiden Mädchen schwärmten von der Tanzstunde, kicherten und lachten, so daß ich mich wunderte, wie die Kinder am Tisch dabei Schularbeiten machen konnten. Um in ihren Aufgaben nicht abgelenkt zu werden, rechneten die Kinder denn auch immer lauter, so daß bald ein Stimmengewirr im Zimmer entstand, bei dem man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte.

Von neuem ertönte die Klingel. Ein Schulfreund von Kellers Aeltesten kam, der sich die Rechenaufgaben holen wollte. Der Junge blieb natürlich da und sorgte dafür, daß es im Zimmer noch lauter wurde. Inzwischen klingelte es noch einmal, und eine durchdringende Frauenstimme ließ sich von der Wohnungstür her vernehmen. Kellers Frau fuhr nervös auf:

„Na, die hat uns gerade noch gefehlt!" Eine Dame trat herein, und nun mischte sich in das Stimmengewirr noch ein neuer tönender Wasserfall.

Ich erkannte, daß in absehbarer Zeit keine Möglichkeit bestand, mich mit meinem Freund Keller auszusprechen. Aber ich blieb trotzdem, denn ich wollte mir die Entwicklung ansehen, die das Leben in einer hochherrschaftlichen Wohnung nehmen kann.

Als die Kinder mit den Schularbeiten fertig waren, begannen sie zu spielen. Die Jungen machten Fußball im Zimmer mit einem Tennisball, die Mädchen brachten Puppenwagen angeschleppt, deren Räder furchtbar quietschten, Kellers Zweiter holte seinen Geigenkasten und übte für die Stunde. Und dazu das Geplapper und Gelicher der jungen Mädchen, die angeregte Unterhaltung der Damen. Als das Stimmengewirr für einige Augenblicke abebbte, raunte mir Keller zu: „Seit drei Tagen sitze ich nun schon hier, und der Arzt bereitet mich auf mehrere Wochen vor. Die Zeit ist für mich vollkommen verloren. An geistige Arbeit ist bei diesem Trubel nicht zu denken. Keinen Gedanken kann man fassen, kein wissenschaftliches Buch lesen. Nichts, nichts! Und ich muß doch jetzt so notwendig Geld verdienen, denn du weißt ja, was wir an Zinsen haben, reicht längst nicht mehr."

Ein Kapitel zur Not des geistigen Arbeiters in der Zeit des Kohlenmangels und der Wohnungsnot. Es ist ein stilles Martyrium, wenn ein Mensch arbeiten möchte und kann nicht. Ich bedauerte den armen Keller und er fuhr fort, mir sein Leid zu klagen: „Sonntags machen die Tanzstundenherren meiner Nichte Besuch, da müssen die zwei Familien von 11—1 Uhr in die Küche verschwinden, oder man bleibt eben bis 1 Uhr im Bett liegen.

Mir wurde es schwer, bei diesem Klagelied ernst zu bleiben, denn ich mußte mir unwillkürlich vorstellen, wie die Tanzstundenschöne und ihre Mutter in dem einzigen Raume, der in der Wohnung einen Ofen hat, nach allen Regeln des gesellschaftlichen Tones Besuche empfangen, während die übrigen Mitglieder zweier Familien sich in der Küche verkriechen. Der Privatgelehrte schält aus Verzweiflung Kartoffeln, sein Schwager, der Amtsrichter, rührt die Suppe, die Kinder balgen sich, und die Hausfrau hat schlechte Laune, weil ihr die Männer überall im Wege sind. Da bin ich doch wirklich froh, daß ich eine kleine Wohnung allein für mich habe und altmodische Oefen in den Zimmern. Keller holte eben zu einem neuen Klagelied aus, als seine Schwester, die Frau Amtsrichter, sagte: „Ihr müßt jetzt für ein paar Minuten hinausgehen."

Ich begriff das nicht gleich und sah Keller fragend an. Da raunte er mir zu: „Es ist wegen meiner Nichte . . ."

Die Anwesenden erhoben sich alle und verschwanden für fünf Minuten aus dem Zimmer. Die Damen gingen in die Küche, denn da war es nicht so empfindlich kalt, die Kinder huschten ins Kinderzimmer und veranstalteten dort sofort einen Höllenlärm. Keller selbst, der wegen seines Fußes im Zimmer blieb, mußte sich hinter einer Zeitung verstecken.

Ich fand mich allein auf dem Vorsaal und zog meinen Mantel an. Als dann das Zeichen ertönte, daß dem Wiedereintritt ins Zimmer nichts mehr im Wege stände, benutzte ich die Gelegenheit, um mich zu verabschieden, denn ich hatte nun doch genug von den Vorzügen dieser hochherrschaftlichen Wohnung in der Zeit der Wohnungsnot und der Kohlenknappheit.

Meinen Freund Keller beneide ich nun nicht mehr.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210126021/fragment/page=0001

Vom Elend des Fremdenlegionärs

Die systematische Arbeit der französischen Legionswerber in Deutschland tritt immer offener zutage und wirkt sich zu einem neuen Krebsschaden für unser waffendienstfähiges Volk aus. Sogar kaum der Schule entwachsene junge Leute sucht man einzufangen. Zeitungsnachrichten sprechen von großen, für uns wo die Betroffenen umso bitterer traurigen Erfolgen der französischen Werber. Wichtiger denn je ist daher heute die Aufklärung und Warnung umso wichtiger noch deshalb, weil unserer Regierung durch den Friedensvertrag die Hände auch in dieser Beziehung gebunden sind.

Das Verdienst, zum ersten Mal in eindringlicher und nachhaltiger Weise für uns Deutsche die Zustände in der Fremdenlegion enthüllt zu haben, gebührt dem Schriftsteller Erwin Rosen, der selbst der Fremdenlegion angehört hat und unter höchst abenteuerlichen Umständen von Sidi-bel-Abbès desertiert ist, worauf er unter dem Titel „In der Fremdenlegion" seine Erinnerungen und Eindrücke veröffentlichte (Memoirenbibliothek von Robert Lutz in Stuttgart). Dieses vortreffliche Buch, das schon über 25 Auflagen zählt, hat bei uns den ersten Anstoß zu der Bewegung gegen die Fremdenlegion vor dem Kriege gegeben. Es schilderte in meisterhaft Weise die Verhältnisse der Legion und ihre furchtbaren Schrecken und sollte immer mehr bekannt und als Warnungsruf beherzigt werden.

Mit Erlaubnis des Verlages geben wir im folgenden eine kleine Probe aus dem Buche, eine Auswahl aus dem „Kapitel der Strafen".

Wie eine unheimliche Drohung, wie ein Schreckgespenst sind mir immer die Gefängnisse in der Legionskaserne von Sidi-bel-Abbès erschienen. Dicht an der Straße lagen die beiden kleinen Häuschen mit ihren flachen Blechdächern, die den Sonnenbrand so unbarmherzig auffingen. Zellentüre an Zellentüre reihte sich in schmalen rechtwinkeligen Gängen. Die Einzelzellen waren etwas über drei Meter lang und einen Meter breit; die Massenzellen mochten fünf Meter im Quadrat haben. Licht gab es nicht, für Luft „sorgten" ein schmaler Spalt über der Türe und ein kleines Loch in der Mauer. Der Boden war aus Zementsteinen. Eine hölzerne Pritsche stand in den Zellen, ein Waaserkrug und ein altes Blechgefäß ohne Deckel als Klosett. Einzelzellen und Massenzellen waren sich darin völlig gleich. Ob nun in den Massenzellen fünf Mann saßen oder vierzig, fünfzig Mann — das machte gar keinen Unterschied! Sie bekamen vorschriftsmäßig einen Waaserkrug und einen Blecheimer!

Vor dem Wecken, morgens um fünf Uhr, traten sämtliche Posten der Kasernenwache bei den Gefängnissen an, und der Wachhabende öffnete die Zellen, aus denen ein infernalischer Geruch strömte. Er verlas die Namen; dann begann die Säuberung. Je zwei Mann der Gefangenen trugen die Klosettgefäße zu den Kanalisationsöffnungen im Hof. Wenn die großen Zellen überfüllt waren (und das waren sie immer), sah es schauderhaft in ihnen aus. Der Raum war eine Klosettgrube, über schwemmt, verunreinigt, verpestet . . . Und an Reinigungsmitteln bekamen die Gefängnisse nichts als ein paar alte Besen. Einige Eimer Waaser wurden über den Fußboden geschüttet, oberflächlich, in hetzender Eile, denn der Wachhabende hatte keine Lust, auf die Gefangenen viel Zeit zu verschwenden. Ein wenig Waaser, ein paar Besenstriche! Was nicht weggeschwemmt wurde, sickerte in die Ritzen und Risse des Bachensteinbodens und bildete eine neue Grundlage für neue Verpestung.

Die Gefangenen bekamen kein Frühstück. Am Waaserbecken im Kasernenkorridor durften sie sich waschen. Dann wurden sie zur Arbeit geführt, nüchternen Magens, durchfroren von der kalten afrikanischen Nacht, auf hartem Holzlager ohne Schutz verbracht, erschlafft vom Aufenthalt in der vergifteten Luft der Zellen.

Um 10 Uhr bekamen die Gefangenen ihre Suppe. Die volle Essenration erhielten sie nicht, da während des Eingesperrtseins ihre Löhnung aussetzt und ihre Kompagnie also auch keine Verpflegungsgeld erhielt. Die Suppe ist dünn, und das Stückchen Fleisch, das darin schwimmt, auf die kleinste Menge reduziert. Die Brotration besteht aus der Hälfte dessen, was in der Kompagnie geliefert wird. Die Sträflinge der Einzelzellen aber sind auf Hungerkost gesetzt. Ihre Suppe ist heißes Waaser mit Kartoffelstückchen und Brotrinden, und auch diese Suppe wird ihnen nur jeden zweiten Tag gegeben. In der Zwischenzeit ist ihre Nahrung der vierte Teil der Ration an Brot: sie sind eingesperrt bei Waaser und Brot, aber — bei zu wenig Brot. Wie erschrecklich diese Menschen in wenigen Tagen abmagern, muß man gesehen haben, und das Barbarische einer Strafe würdigen zu können, die sich aus drei Begriffen zusammensetzt: Unterernährung, Ueberarbeitung, üble sanitäre Verhältnisse.

Nach der Mittagsstunde setzt der Arbeitsdienst wieder ein . . .

Die Sergeanten der Kasernenwache faßten es oft als einen wichtigen Teil ihrer Amtspflichten auf, die Gefangenen möglichst schlecht zu behandeln. Schimpfworte regnete es. Viele machten sich das Spezialvergnügen, alle paar Stunden in der Nacht die Gefängnisse zu inspizieren. Sämtliche Gefangene mußten auf den Kasernenhof hinaus, und der Wachkommandierende verlas bei Laternenschein mit gemächlicher Langsamkeit die Namen, die Kompagnie, die Nummern und die Strafdauer der Gefangenen, die in ihren dünnen Anzügen eine halbe Stunde lang regungslos in der kalten Nachtluft stehen mußten. Dreimal, viermal in einer Nacht wurden sie herausgeholt! So hatte sich der Herr Kommandant der Kasernenwache nicht nur die langweiligen Stunden seiner Nacht auf Wache angenehm vertrieben, sondern konnte auch das erhebende Gefühl haben, sein Scherflein zur Disziplin des Regiments beigetragen zu haben. Unter Disziplin versteht ja die Fremdenlegion eine Art mittelalterlicher Abschreckungstheorie.

Wohlverstanden: die Gefängnisse in der Legionskaserne von Sidi-bel-Abbès sind eine Disziplinaranstalt, in der nur geringfügige Vergehen gesühnt werden! Kleine Sünden gegen Ordnung und Disziplin!

Ich war auf Wache in dem engen Zellengang des einen Gefängnisses und schritt, Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett im Arm, fröstelnd auf den Steinfliesen auf und ab. Von zehn Uhr abends bis Mitternacht. Vor acht Stunden etwa waren unsere Deserteure eingeliefert worden, Nader und die übrigen. Durch die schmale Oeffnung zwischen der Außenmauer und dem Gefängnishäuschen schimmerte ein Stückchen Sternenhimmel, und durch den schmalen Gang strich der kalte Nachtwind. Aber er konnte die verpestete Luft nicht vertreiben, die schwer und dumpf um das Gefängnis lagerte und immer wieder neue Zufuhr bekam aus den kleinen Luftlöchern der Massenzellen und den winzigen kleinen Oeffnungen in den cellulus, den dunklen Löchern des Einzelarrests. Der fast unerträgliche Geruch legte sich beklemmend auf die Nerven und machte schon das Postenstehen im Arrest zu einem mehr als unangenehmen Dienst.

Außer Nader und seinen Mitdeserteuren waren in der Massenzelle noch vierzig Mann. Als um zehn Uhr abends der Wachhabende die Gefängnisse inspizierte und die Pritschen zusammengeschlagen lagen, eng nebeneinander, Mann an Mann, so wie die Sardinen in eine Büchse gepackt werden. Aber trotzdem hatten kaum zwanzig von den vierzig Gefangenen auf der hölzernen Lagerstätte Platz gefunden. Die anderen hockten in den Ecken herum, mit weit ausgezogenen Knien und gesenkten Köpfen schlafend; viele lagen auf dem nackten Fußboden, so fürchterlich unsauber er auch war. Alle froren erbärmlich in den dünnen Drillichanzügen. Die Gefängnisdecken, die sie geliefert bekamen, waren Kamelhaardecken, altersschwache Tuchfetzen, durch deren dünnes Gewebe man durchgucken konnte wie durch einen Schleier; so klein, daß der Gefangene die Wahl hatte, ob er sich die Füße zudecken wollte oder den Leib. Für beides waren die famosen Decken nicht groß genug. Sie starrten von Schmutz und häufig von Ungeziefer. Tagsüber wurden sie einfach alle auf einen Haufen in einen Winkel der Zelle geworfen.

Es war kein Wunder, daß die Neueingesperrten in diesem Loch nicht schlafen konnten. Einmal rief der arme Nader leise, er dann auf Posten stehe. Er mußte auf die Schulter eines Kameraden gelehnt sein, um das Luftloch hoch droben an der Zellenwand erreichen zu können. Als ich antwortete, sagte er, es sei nicht zum Aushalten da drinnen — ob ich nicht eine Zigarette hätte. Ich schiebte ein Päckchen Zigaretten auf mein Bajonett und reichte es ihm hinauf. „Kopf hoch halten!" flüsterte ich ihm zu.

„Mein Gott, mein Gott . . ." war die Antwort, in einem weichen Ton, der gar nichts mehr vom Humor des „Herrn von Nader" in sich hatte . . .

Berliner Theaterspaziergänge.

Das Berliner Theaterleben steht jetzt im Zeichen der Komödie und zwar der sehr leichten Komödie. Seit die Gebrüder Rotter — die für die Berliner Theater das sind, was der „galante" Borngräber-Verlag für die sogenannte schöngeistige Literatur: skrupellose Ausnützung des verderbten Publikumsgeschmacks — auch das Kleine Theater erworben haben, ist dieses zu einer der parfümiertesten, größte Erotik verzapfenden Bühnen heruntergesunken. „Casanovas Sohn", ein Lustspiel von Rudolph Lothar erlebte dort seine Erstaufführung. Ein 50jähriger Graf, von Beruf ein moderner Casanova bekommt von einer schönen Frau „zwecks" traulicher Zusammenkünfte ihren Hausschlüssel und schwillt dabei an im Bewußtsein seiner ungetrübten Unwiderstehlichkeit. Da taucht sein Sohn auf, gesteht, daß er dieselbe Frau mit dem keuschen Inbrunst seiner Seele liebt und ohne sie nicht mehr leben kann — widrigenfalls Selbstmord geschieht. Was tun, spricht Zeus? Nun — der Herr Graf, ist ein großmütiger Vater, händigt dem Sohn bewußtes Schlüsselchen aus, bezieht über ein bewußtes Gitter in „ihr" Schlafzimmer zu steigen, dort sich nach Kräften zu amüsieren, aber um Gotteswillen kein Licht zu machen, damit die Schöne glaubt, der Alte sei bei ihr gewesen. Der Sohn ist im siebenten Himmel und der Vater hat seine Pflicht als Casanova gewahrt. Aber am nächsten Morgen entstehen peinliche Verwickelung, die schließlich — wie dies ja bei einem Lustspiel nicht anders zu erwarten ist — ihre Aufklärung finden. Der Sohn bekommt seine Angebetete und der Herr Papa zieht sich mit einem Aphorismus gemütsruhig aus der Affaire, aber auch froh darüber, daß nicht er, wie anfänglich gefürchtet, in die Ehe springen muß. Alles glaubt, zahlt einen Taler! — Die Verfasserin Erna Burg als Graf und Mady Christians als die schöne Frau, bewegte sich in mäßigen Grenzen. —

Am folgenden Tage brachten die Kammerspiele unter der Spielleitung von Huert Reuch den „neuen Rößler" heraus. Er heißt: „Der pathetische Hut" und bezeichnet sich im Untertitel als eine Komödie. Leider ist er dies nicht ausschließlich. Einerseits werden nämlich auch noch die Tränendrüsen leise gedrückt, andererseits aber findet sich noch so viel grob Possenhaftes darin, daß die Einheitlichkeit des Stückes sehr darunter leidet. Man könnte sagen, daß der pathetische Hut aus einer Reihe von hübschen Momentaufnahmen besteht, die jedoch geschmacklos zusammengestellt sind. Rößler wollte offenbar eine Universalkomödie schreiben, in der nach links und rechts gespöttelt und gezeitselt werden soll. Aber die Aufgabe überstieg sichtlich die Kräfte des Verfassers, und so fällt alles hoffnungslos auseinander. Die Handlung läßt sich in wenigen Worten erzählen: Ein entthronter König versucht mit Hilfe eines Revolutionsgewinnlers, den der 9. November in führende politische Stellung gesetzt hat, seinen „pathetischen Hut", d. i. seine Krone, sowie etliche Millionchen in die Schweiz zu verschieben. Das Unternehmen gelingt dank der aufopferungsvollen Hilfe der Geliebten des Königs so gut, daß der Revolutionsschieber Dr. Heinrich Lang sogar um seinen Lohn geprellt wird. Eine mißglückte Kalliszösung beraubt ihn gleichzeitig seiner Parteistellung, so daß er am Ende der Komödie wie sein erlauchter Verwandter, der Marquis von Keith, wieder dem Nichts gegenübersteht und von vorne anfangen muß. Die Aufführung, die einigen Beifall weckte, wurde in den Hauptrollen von Heinz Salfner, Max Gülstorff, Lina Lossen und Walter Janssen getragen. Die Berliner Presse boykottierte bemerkenswerterweise diese Erstaufführung, da sie für eine in den Blättern des „Deutschen Theaters" enthaltene Beleidigung von der Direktion keine Genugtuung erhalten hatte.

Eine ausgezeichnete Aufnahme beim Publikum fand an dem gleichen Abend im „Neuen Volkstheater" Heinrich C. Jacobs „Beaumarchais und Sonnenfels". Der junge Autor stellt in diesem Werke, das trefflich einen Einblick in die Zeit der „kommenden großen Revolution" von 1789 gewährt, zwei Menschentypen gegenüber, die, beide von Grund aus verschieden und daher erbitterte Gegensätze repräsentieren, schließlich erkennen, daß sie dasselbe Ziel verfolgen: Sturz oder doch wenigstens Unschädlichmachung des unumschränkten Absolutismus. Arnold Czempin hatte sich in die Rolle des Philosophen und hochstapelnden französischen Abenteurers Beaumarchais vorzüglich eingelebt, während Erich Papst einen aufrechten, grundehrlichen Sonnenfels nach Kräften zu verkörpern suchte.

Deutschland als Regengebiet.

Die trockensten und die feuchtesten Gegenden.

Kein anderes meteorologisches Element in unserer veränderlichen Zone ist so großen Schwankungen ausgesetzt, wie der Niederschlag. Erst in den letzten Monaten haben wir wieder erlebt, wie die Regenfälle plötzlich völlig ausgesetzt haben, und wie mehr als zwei Monate hindurch weite Gebiete Mitteleuropas fast ohne Tropfen Regen geblieben sind. Erst mit dem Beginn des kalendarischen Winters hat eine neue Regenperiode begonnen, die zur Zeit noch andauert, und deren Ende anscheinend auch noch in weiter Ferne liegt. Es wäre das auch durchaus wünschenswert, da das Regenmanko des trockenen Herbstes unbedingt wieder ausgeglichen werden muß, wenn nicht im kommenden Sommer die gesamte Ernte gefährdet werden soll. Denn nach alter Erfahrung braucht der im Winter gefallene Niederschlag im Sommer nicht mehr zu fallen, da ein ergiebiger Winter, der den Boden bis in große Tiefen hinein stark durchfeuchtet, und den Grundwasserspiegel gehoben hat, verringert ganz erheblich die Gefahren einer längeren Trockenheit im Frühjahr und Sommer.

Sind nun auch die Regenmengen eines bestimmten Gebietes alljährlich ungemein verschieden, so ergibt sich doch aus dem Durchschnitt langer Jahre die sogenannte normale Niederschlagsmenge für jeden Ort. Diese Menge hängt einerseits von der Höhenlage, andererseits von der geographischen Lage des Ortes in, wenn ab, als die Menge der Niederschläge umsogrößer ist, je höher der Ort über dem Meeresspiegel und je näher er im allgemeinen der Küste ist. Schon daraus geht hervor, daß die regenreichsten Gebiete Deutschlands im Westen und Süden des Landes liegen, während sich die trockensten Gebiete im östlichen Mittellande befinden. Professor Hellmanns Regenkarte von Deutschland, die auf Grund zwanzigjähriger Niederschlagsmessungen an etwa 3700 Orten entworfen ist, zeigt die Abnahme der Niederschlagsmenge von Westen nach Osten in charakteristischer Weise, wobei sich ebenso sinngemäß die Gebirge West-, Süd- und Mitteldeutschlands mit ihrem großen Regenreichtum von der trockeneren norddeutschen Tiefebene abheben. Immerhin gibt es hier aber auch Ausnahmen. So ist das deutsche Flachland regenärmer als das anstoßende Binnenland, wenn gleich die Unterschiede hier noch klein sind. Ist die Regenmenge von der vertikalen Gliederung des Landes auch außerordentlich abhängig, so kommt dabei doch die absolute Höhe des Ortes weniger als die relative in Betracht. Von entscheidendem Einfluß ist auch seine besondere Lage hinzug auf die regenbringenden Winde. Dementsprechend ist die Regenmenge im allgemeinen an der Westseite eines Gebirges höher als in gleicher Höhenlage der Ostseite. Selbst ausgedehntere Bodenerhebungen, wie z. B. die Höhen der Lüneburger und der Holsteinischen Heide, und der uralisch-Baltische Höhenrücken in Ostdeutschland, sind wesentlich niederschlagsärmer als die benachbarten Gebiete. Auch lagenmäßig nahe Ebenen erhöhen nach Hellmann die Regenmenge gegenüber dem Tiefland erheblich, wie z. B. in Oberschlesien und auch der schwäbisch-bayerischen Hochebene. Dagegen sind die Flußtäler in ihrem mittleren Lauf, namentlich wenn sie von Erhebungen begrüßt sind, trockener als die Nachbargebiete.

Die mittlere jährliche Niederschlagsmenge beträgt in ganz Deutschland 69 Zentimeter, für Norddeutschland allein berechnet, beträgt sie 64, für Süddeutschland jedoch 83 Zentimeter. Am niederschlagreichsten sind naturgemäß die Alpen, der Schwarzwald und die Vogesen. Die größte Jahresmenge innerhalb der deutschen Grenzen kommt in den Algäuer Alpen vor, wo sie in rund 2000 Meter Höhe etwa 260 Zentimeter beträgt. Auch im Berchtesgadener Land kommen in nur 660 Meter Höhe Jahresmengen bis zu 228 Zentimeter vor. Regenmengen von mehr als 200 Zentimeter Höhe haben auch die Hochgipfel des Schwarzwaldes, z. B. der Feldberg und die Hornisgrinde im Schwarzwald und der Wasserkuppe in den Südvogesen, die ja nur politisch heute nicht mehr zu Deutschland gehören.

In Norddeutschland bleiben die Jahresmengen der regenreichsten Orte weit hinter diesen Höchstwerten Süddeutschlands zurück. Das Maximum haben der Brocken und das obere Silbertal im Südharz mit rund 170 Zentimeter; die höchsten Erhebungen des Riesengebirges bringen es nur bis auf 150 bis 160 Zentimeter Niederschlag im Jahr. Darin kommt bereits die wesentlich östlichere Lage dieses Gebiets zum Ausdruck. Die trockensten Orte Deutschlands kommen im Norden des Landes vor. Das umfangreichste und intensivste Trockengebiet liegt freilich heute jenseits der Landesgrenze; es ist der ganze östliche Teil der Provinz Posen und der mittlere Teil von Westpreußen. Hier sinkt am Nordende des Goplosees die mittlere Jahresmenge des Niederschlags bis auf 38 Zentimeter herab. Ein zweites, kleineres Trockengebiet liegt beiderseits der unteren Oder in Brandenburg und Pommern mit einer kleinsten Jahresmenge von 45 Zentimeter. Das dritte norddeutsche Trockengebiet ist das sogenannte Regenschattengebiet des Harzes. Es erstreckt sich im wesentlichen von Norden nach Süden, von der Elbe bei Paray längs der mittleren Saale bis zur oberen Unstrut. Hier, zwischen Eisleben und Halle, sinkt die jährliche Niederschlagshöhe bis auf 43 Zentimetern herab. Das vierte Trockengebiet endlich liegt an der Grenze von Nord- und Süddeutschland mit einem Minimum von 47 Zentimeter. Es umfaßt das flache Rheinhessen samt dem unteren Main- und Nahetal und erstreckt sich jungenförmig ins Rheintal bis nach Lorch.

Was bedeutet nun eine Regenhöhe von, sagen wir, 57 Zentimeter, wie sie beispielsweise Berlin hat? Diese Ziffer sagt die Höhe dar, bis zu der das Regenwasser oder das von Schnee, Hagel oder Graupeln herrührende Schmelzwasser den Erdboden bedecken würde, wenn es nicht zum Teil abflösse, in den Boden einsickerte und verdunstete. Ein Regenfall von 1 Zentimeter Höhe liefert auf den Quadratmeter 10 Liter, auf einen Hektar also 1000 Hektoliter Wasser. Daraus ergibt sich, daß allein auf dem Gebiet der eigentlichen Stadt Berlin, ohne die jetzt eingemeindeten Vororte, auf einem Gebiet also, das dreiundsechzig Quadratkilometer umfaßt, jährlich im Durchschnitt 360 Millionen Hektoliter Wasser niedergehen.

Literatur.

Die preußische Verfassung. Erläutert von Dr. Alois Vogels, Regierungsassessor, Hilfsarbeiter im preußischen Ministerium des Innern. Verlag Franz Vahlen, Berlin W. 9, Linkstr. 16.

Als belgischer Agent provocateur in Eupen-Malmedy von Christian Sand. Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W. 35.

Verordnung betreffend Maßnahmen gegenüber Betriebsabbrüchen und -stillegungen. Band 1 der Bücherei des Arbeitsrechts. Verlag Reimar Hobbing, Berlin SW. 61.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4830 u. 4836.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210126021/fragment/page=0002